

[Nachdruck verboten.]

29]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Du g'fallst ma, daß du so daher kimmst und meine Deut veracht'n thast.“

„Sei froh, bal i da'r a bissel an Auskunt gib; es is do besa, du woast, wia's d' di zu'n vahalt'n hoscht; du kriagst it lauta schön's.“

„I wer 's scho aushalt'n.“

„Rühr' di no g'rad de erscht'n acht Tag und hau eahr mit 'n Kochlössi auf 'n Müass'l, bal's die z' fleißt in dein' Haf'n (Töpfe) einischaug'n. Na wern i' katholisch, bal's sehg'n, daß 's so leicht it geht. Aba wia's d' dös it thuast, bischt d' scho drunt.“

„I dank da halt schö, für dein guat'n Rat,“ sagte Ursula und lachte.

„I's gern g'scheh'n. I hilf zu de junga Deut, und da Teufi zu de alt'n. Jetzt muas i aba zu'n Bata.“

„Geh no umi an Hofstall.“

Dort steckte der Schormayer Heu in die Raufen und ging mit dem Trankeimer herum, als der Tretter unter der Türe auftauchte.

„Herrgott, hoscht du an Eisa!“

„Wann ma koan' Knecht it hot, muas ma selm o'reifa.“

„Hoscht du koan?“

„Na. Der mei is heunt ausg'stanna.“

„Du, do hätt i oan für die; aba scho an ganz an guat'n“

„I kunn vom Blank in Neuhofoan hamn.“

„Do seine Buam? Woast it, ob dös guat is, wann ma sie an Deanstbot'n aus da Nachbarschaft nimmt.“

Das war eigentlich richtig. Und der Schormayer hatte noch einen besonderen Grund, daß es ihm nicht lieb war.

„Da hoscht it unredt,“ sagter er.

„Nimm den mein'; der fo heunt no ei'steh.“

„Woher is na der?“

„Do mein Nachbar'n in Pett'nbach; er is heunt mit mir umaganga, weil a no koan Ploz it hot.“

„Dös sell waar a bissel vadächt, aba schid'n her! Bal a mir it g'fallt, brauch' i 'n net nehma.“

„I mach eahm 's z' wiss'n; er hoekt beim Wirt. Und wos willst na du vo mir? Da Trisl Toni hot ma'r a Votschaft tho, daß du mit mir red'n mögst.“

„Ja. I möcht di was frag'n,“ sagte der Schormayer zögernd und bedächtigt. „Bischt du weit umanand mit de Bauern bekannt?“

„I moa' scho.“

„Paß auf! Bissast du koan Deanst für a Madl, vastehst, für a Dirn? A bissel an leicht'n Deanst?“

„An leicht'n?“

„No ja, im Stall, und daß i' de schwaarst' Arbet hätt'. Und net in da Näh, sondern a bissel weit weg.“

„Weit weg?“

Der Tretter schmunzelte und drückte ein Aug zu.

„So so? An leicht'n Deanst, und recht weit weg? Du, mei Diaba, wo bischt d' denn do wieda zuawi kemma (dazu gekommen)?“

„I frag di ja g'rad. Bal's d' nig woast, is ma'r aa gleich.“

„Weg'n an gleich sei hättst d' it umi g'schid't zu mir.“

„I ho wem an G'fall'n thoa woll'n; da brauchst du mi it auslacha.“

„Dehöl! No net glei ob'n aus! Vielleicht fällt ma wos ei; aba wia steht 's denn do?“

Der Tretter rieb Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Muas ma di für an Auskunt zahl'n?“

„I will dös it sag'n. Aba oa G'fall'n is den andern wert. Muast halt an christlinga Preis macha, wann i da a Stud Viech o'fass.“

„Do wer'n mi scho mitanand red'n kinna.“

„Jetzt laß mi amal b'sinna. Recht weit weg! Wei Brud umanand, han?“

„I ja, dös gang.“

„In Dching, moan i, kunn i wos find'n. Und an leicht'n Ploz, sagst?“

„Wia i' halt san. Net?“

„M—hm. Bis auf wann kriagst i' na 's Kind?“

„Wos Kind?“

„No, dös is it schwaar zum darath'n, z'weg'n wos dane de schwaar Arbet it thoa sollt?“

„Du bischt do scho a g'machta Hanswurscht! Kimmst er do mit 'n Kind daher!“

„I kimm it damit, aba i e werd halt mit oan' kemma.“

„Kunnst de it a so aa krank sei?“

„Wann dös is, na muast du i' in a Krankahaus schid'n, aba'r it in Deanst.“

„Bal du a so denkst, na laß ma 's bleib'n. Do kam i no in 's G'reb' aa.“

„Mit mir kimmst in foa's; aba i fo do net auf an Ploz, wo i a G'schäft mach, a Dirn hi'bringa, de vielleicht d' Lungl-sucht hot!“

„Dös is it da Fall.“

„Sie werd scho de Neunmonatkranket hamn! Du Spitz-bua, du o'drahta (durchtriebener)!“

Tretter lachte, daß er außer Atem kam, und er hätte schier den Schormayer angesteckt.

„An leicht'n Ploz brauchst a! Ha — — ha — — ha! Und recht weit weg! Ha . . . ha . . . ha . . . ha! Bis ans End der Welt? O du Tropf, du schei'heiliga!“

„Jetzt sag amal g'scheidt: woast an Deanst, oda woast koan?“

„Auf da Stell it. I muas in Dching nachfrag'n, ob wos passat's do is . . . für a . . . ha . . . ha . . . ha! . . . für a Wöchnerin.“

„Wo dir laß i mi lang für 'n Narr'n hamn, gel? Geh weita, i brauch di it.“

„Sei no net glei so harb (böse)! I find scho wos. Muas . . . ha . . . ha! Muas 's g'schwind sei?“

„Pressiert gar it.“

„Nacha frag i a wengl nach und kimm wieda her. Wer is na de selbige?“

„Dös sag' i dir, wann's d' wieda kimmst.“

„Wo mir aus! I bi net neugierig.“

Dem Schormayer kamen allerlei Bedenken, weil der Mensch gar so lustig war. Er hielt ihm die Hand hin und sagte ernst:

„Tretta, bal's d' ma du in dera Sach an G'fall'n thuast, werst d' mi aa find'n, wann du wos brauchst.“

„Gern, sag i. Du kennst mi ja!“

„Ja, ja. Aba mach koa Gaudi it draus! Und dös sag' i dir g'schwind: wann i hör, daß du 's Mäu it halst und selle Spahetln (Geschichten) umanand bringst, na san mir z'friagt.“

„I red g'rad di a bissel dumm o,“ sagte der Tretter und kam wieder ins Husten und Schnaufen und Lachen. „I sag 's g'rad zu dir, weil's d' ma du gar so guat g'fallst als darmherziga Bruada.“

„Mi reut 's schier, daß i di um de G'fälligkeit o'ganga hab.“

„Warum nacha?“

„I trau dir net.“

„O jessas! Mir derfst du gnua trau'n. I bring di net a fo in Balesg'nheit als wia du mi.“

„I di?“

„Ja, g'stell di no recht unschuldi! Wos moanst denn? I derf mi ja nimma in Weichs sehg'n lass'n, sinsticht reißt si de Kaltnerin vo da Kett'n los!“

„A mei! De Dummheit!“

„Du redst da leicht, aba i hon an schön Dank dafür, daß i dir 's guat g'moant ho.“

„Geh weita! Hoscht du dös an Ernst g'laabt, daß i dös alt Reibein' möcht?“

„Gätt'st ma 's g'sagt, aufriecht und wia 's a si g'hört, na waar 's anderst g'wen.“

„Dös koscht da du ei'bild'n, wann d' ma du auf'n Weg untakimmst, und mir gengan Spaz halba wo hi, daß i nacha glei hänga bleib.“

„Es waar dei Schad'n nit g'wen. Für wos sollst denn du it heireth'n?“

„Aba de it (die nicht). So a Moa(klein)häuslerin, so an armfeligel!“

„Du hättst as bei a'r a andern g'rad a so g'macht.“

„Dös woas i no lang it.“

Es war etwas in der Stimme des Schormayer, was den Tretter stutzig machte.

„Es is ja no it z' spat, wann du an Ernst macha mögst.“

„Dös laht si im Vorans it sag'n; ma muas do oiwei z'eracht wiß'n, wen ma'r ins Haus kriag'n kunnt.“

„I ho da selbig'smal a paar g'sagt. Beim Eberl in Asbach waar oani do, und beim Brantner in Eschhof, und da Sedlmoar vo Arnzell hätt oani, und . . .“

„Och! No staad! Wann ma mog, g'langt oani, aba auf 's Mög'n kimmt 's o.“

„Siehst, jekt redt'st wieda'r a so.“

„Paß auf, Tretta, i sag' da wos; und bal's d' g'scheid bißcht, redt'st nig davo, sincht kam dir dös G'schäft ganz g'wiß aus.“

„Red' no!“ drängte der Viehhändler.

„D' Urschula heireth, und i hauf' it guat mit mein Sohn. G'rad heunt hon i wieda an Badruß, daß i 'n am liabst'n nimma o'schoug'n möcht.“

„Dein Buam?“

„Ja, mein Buam. Er kennt si nimma aus vo laute Bier auf'n Hof und z'kriagt sie mit Good und da Welt. Geßtan hot a ma mein Knecht, der neun Jahr bei mir g'wen is, so ausanand bracht, daß a ma aufg'sagt hot. Uebageb'n mag i net, und als a lediga do hoda und mit eahm furt hau'n, dös g'freut mi gar nimma. I sieh mir bald nimma anderst außi: heireth'n oda z'trümmern.“

(Fortsetzung folgt.)

8]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Einige Tage später las er in einer der Zeitungen, die an die Mannschafft verteilt wurden, daß das Erhängen tiefen Eindruck auf die Araber gemacht hätte. „Es ist eine entehrende Strafe, die dem Toten die Pforten des Paradieses verschließt. Das Erschießen dagegen gilt ihnen als ein Heldentod, den Mohammed und sein Prophet jenseits des Grabes mit ewigem Ruhm lohnen.“

Pietro lachte, nachdem er die offizielle Bekanntmachung gelesen. Außer dem unverzeihlichen Papsus „Mohammed und sein Prophet“ war die Notiz von Anfang bis zu Ende unrichtig. Zu Mohammeds Zeit gab es keine Feuerwaffen, und weder im Koran noch in anderen arabischen, mehr oder weniger heiligen Schriften findet sich eine Andeutung, daß eine gewisse Todesart als entehrend gilt. Diese naiven Lügen in einem Bericht, der der ganzen Welt vorgelegt wurde, mußten Anstoß erregen. Das Verstreiten von dieser Art Neuigkeiten, die jeder kontrollieren konnte, war bodenlos einfältig. Bei seiner genauen Kenntnis des Orients und seiner Völker konnte Pietro sich nicht des Gedankens erwehren, daß die Strafe in gewissen Fällen hart, vielleicht ungerecht gewesen war. Nun, die Eile, mit der alles in einem Kriege geschehen mußte, erklärte einen etwaigen Jertum, wenn sie ihn auch nicht entschuldigte. Der Druck unerwarteter und unvorhergesehener Ereignisse beschleunigte die Urteile und machte sie unwiderstlich. Die Rechtspflege des Krieges war eine andere als die des Friedens. — Die menschenleere, schmutzige Stadt und die Galgen mit den baumelnden, tiefenden Leichen wurden eine bleibende Erinnerung für Pietro Fontanara.

Die zweihundert Soldaten, die an jenem düsteren Novembertage anlangten, waren für ein Versaglieriregiment bestimmt, das südwestlich von der Stadt Tripolis verlegt war. Die Ersahmannschaften wurden auf verschiedene Kompagnien verteilt, die siebente, die sich in mancherlei Weise ausgezeichnet hatte, erhielt die größte Anzahl.

„Fontanara!“ Bei diesem Namen hielt Hauptmann Vitale mitten im Aufruf inne. „Hier steht ein Meisterschütze. Zeigen Sie eine Probe Ihrer Geschicklichkeit.“

Pietro hat um eine Spielkarte. Ein Offizier besah ein Spiel Karten und war bereit, es zu opfern.

Gleich darauf hatte Pietro die Pistolen an dem Stamm einer Palme befestigt. Aus einer Entfernung von zwanzig Schritt schoß er hernach die fünf schwarzen Zeichen aus der Karte heraus.

„Ausgezeichnet!“ rief Hauptmann Vitale lauter als gewöhnlich. „Sie können in einem . . . eh . . . Zirkus auftreten.“

Pietro lächelte matt und erklärte, daß er sich täglich im Schießen geübt. Wenn man wie er lange Zeit in einer Einöde zugebracht hätte, in der es niemand gab, mit dem man sich unterhalten konnte, wäre man genötigt, sich an derartige Leistungen zu halten. An gewissen Tagen hätte er seine hundert Schüsse getan. Hatte einer von den Kameraden Lust, die Karte zwischen den Fingern zu halten? Er wollte sie der Quere nach teilen.

„Was sind Sie?“ fragte Hauptmann Vitale strahlend. „Ich mein' Ihren bürgerlichen Beruf. — Archäologe,“ wiederholte er, als Pietro ihm Rede gestanden. „Archäologe . . . also Gelehrter. Na, darauf kommt's ja schließlich nicht an.“ Die Stimme war freundlich, beinahe tröstend. Pietro's Lächeln war fortgewischt. Er sah nachdenklich vor sich nieder. Da fiel Hauptmann Vitales linke Hand wie eine Keule auf seine Schulter, die rechte bot sich ihm herzlich zum Handschlag.

„Willkommen, Kamerad! So einen wie Sie können wir gebrauchen.“

Eine halbe Stunde später gehörte Pietro zum ersten Halbzug des zweiten Bataillons. Wegen seiner Größe hatte er seinen Platz zu äußerst auf dem rechten Flügel erhalten. Das war ein Ehrenposten, denn die Leute in dieser Halbtruppe waren alle ausgezeichnete Soldaten, deren Mut und Tapferkeit oftmals erprobt waren. Neben sich hatte Pietro einen schwächlichen jungen Mann mit einer beinahe schlappen Haltung. Aber er zeigte bald, daß er sich nur ausruhte, indem er so in sich zusammengesunken stand. Er war geschmeidig wie eine Kage, und wenn er sich von der Stelle bewegte, glitt er geräuschlos über den Boden. Er erzählte Pietro, daß er Zirilli heiße und schon mehrfach im Feuer gewesen wäre.

„Ich hab' den großen Bajonettangriff vor einem Monat mitgemacht,“ erklärte er und warf sich in die Brust. „Sie hätten sehen sollen, wie die Araber liefen. Aber wir waren doch noch fester. Napagnotti hinter mir war auch mit dabei. Das ist ein richtiger Draufgänger. Er war immer mitten drin und haute um sich wie toll. Hinterher entdecken wir, daß sein Gewehrkolben ganz voll von geronnenem Blut war, in dem große Büschel von Haaren festgetrodnet saßen. Er kann . . .“

„Halt' den Mund!“ unterbrach ihn der Genannte mürrisch und gab dem redseligen Zirilli einen Stoß mit dem Knie.

„Ich hab's doch mit meinen eigenen Augen gesehen,“ verteidigte sich dieser. Und da er gleichzeitig ein schwaches Lächeln um Pietro's Lippen zu bemerken glaubte, fügte er hitzig hinzu: „Ich hab' eine illustrierte Zeitung in meinem Tornister. In der gibt's ein ausgezeichnetes Bild gerade von unserem Bajonettangriff. Sehen Sie, ich bin früher in einer Druckerei gewesen, daher versteh' ich mich auf so was. Abbildungen sind netter als Text, finden Sie das nicht auch? Wie war es man noch, heißen Sie nicht Fontanara? So bald wir frei kriegen, will ich Ihnen die Zeitung mal zeigen.“

Pietro hörte nicht auf das Geschwätz, sondern schielte über die Schulter nach Napagnotti hin. Es schien ihm durchaus nicht unglaublich, daß der breitschultrige, ein wenig buckelige Mensch mit seinen Riesenhäufen ein fürchtbarer Gegner war.

Von Napagnotti glitt sein Blick auf die anderen Kameraden. Es war eine lange Reihe von Gesichtern, und in jedem spiegelte sich die ungebundene Seele eines freien Menschen. Wie kam er auf solche Gedanken? Sie waren doch samt und sonders hier, um anderem zu gehorchen, die ihrerseits ebenfalls gehorchen mußten.

Fontanara hatte das Gefühl, als ob das Problem, an dem er sich so eifrig mühte, immer schwieriger und verwidelter wurde, je mehr er sich darin vertiefte. Aber gleichzeitig wurde er auch in seinem Voratz bestärkt, sich durch nichts abschrecken zu lassen, was ihn dem Ziel näher brachte.

Er ergriff deswegen auch mit Eifer die erste Gelegenheit zu neuen Beobachtungen. Als die Erkundungspatrouille ausgesandt wurde, ging er mit raschen Schritten hinter dem Korporal her. Und als der Feind sich zeigte, dachte er, „die Antwort!“ Die Erfahrung, um die er reicher wurde, war jedoch nicht die, die er erwartet hatte.

Hernach folgte die halb freundschaftliche, halb nachsichtige Zu rechtweisung, die vermutlich den braven Vitale, der sie erteilte, mehr schmerzte als ihn, der sie erhielt.

„Er weiß, daß er seine Pflicht tut,“ dachte Pietro, während er zungelos mit geschlossenen Augen auf dem Sand lag. „Wenn ich doch ebenso sicher wüßte, was meine Pflicht ist . . .!“

Schon vor seiner Ankunft hatte Pietro das Regiment, zu dem er jetzt gehörte, mit Bewunderung und Respekt nennen hören. Und wurde ein Teil desselben besonders hervorgehoben, war es die siebente Kompagnie. Sie hatte harte Schicksale durchgemacht, davon zeugten bereits die vielen Lücken im Glied. Die beiden Leuten nants waren nach Hause geschickt, der eine als Krüppel, der andere, um in einer Irrenanstalt interniert zu werden.

„Sie besaßten, daß er unheilbar ist,“ sagte Zirilli, als er es Pietro erzählte. „Ueberanstrengung oder so was ähnliches. Er war die reine Mamsell . . . taugte nicht für diese Geschichte. Aber Hauptmann Vitale war eine bessere Sorte. Anfangs hatte ihn die Mannschafft gefürchtet, jetzt hatte sie ihn lieb. Er sorgte auch wie ein Vater für seine Leute, teilte die Entbehrungen der Soldaten, leitete und unterrichtete, ohne sich selbst zu schonen. Pietro war sich schon klar über den Mann und hörte nur zerstreut dem Geschwätz des Kameraden zu.“

„Hören Sie,“ fiel Zirilli plötzlich dazwischen. „Ich hab' Ihnen ja immer noch nicht die bewusste Illustration gezeigt. Warten Sie, Sie sollen was Feines zu sehen kriegen.“ Aus der Innentasche seines Waffenzodes holte er ein Stück zusammengefaltetes Zeitungspapier heraus. „In Zukunft will ich es immer bei uns tragen. Hier! Na? Würd' Ihnen wohl auch schmecken, was?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch einer deutschen Schauspielerin.

Von Erich Schläpfer.

Die Veröffentlichung des erschütternden Buches, das den hier zur Ueberschrift gewählten Titel führt und im Verlag von Robert Luz (Stuttgart) erschienen ist, verdanken wir den großen Versammlungen von Schauspielerinnen, die im verflossenen Jahre in Frankfurt a. M. und Wien stattfanden. Indirekt waren die Versammlungen wohl von der neu erwachten gewerkschaftlichen Bewegung der Schauspieler hervorgerufen: Die Damen waren zumammeng gekommen, um das große Elend ihres Standes in die Welt hinauszuschreien.

Unter dem Eindruck dieser Versammlungen entstand nun in der Verfasserin des vorliegenden Tagebuches der Wunsch, ihren früheren Kolleginnen in ihrem bitteren Kampf zu Hilfe zu kommen. Sie fühlte, daß alle öffentlichen Versammlungen mehr oder weniger akademisch bleiben mußten, da keine einzige Schauspielerin auch nur die Möglichkeit hatte, durch schleierlose Bekanntschaft der erlittenen Qualen die öffentliche Meinung und die gesetzgebenden Körperschaften aufzufordern. So lange die Schauspielerin noch am Theater ist, kann sie gar nicht von all dem reden, das hinter dem trügerischen Glanz der Kulissen verborgen liegt. Sie selber aber war noch verhältnismäßig raschem glänzendem Aufstieg von der Bühne abgegangen, sie hatte in verschwiegenen Tagebüchern mit rücksichtsloser Offenheit ihre äußeren und inneren Erlebnisse aufgezeichnet, sie vermochte ein menschliches Dokument von erschütternder Kraft in die Diskussion zu werfen. Und um ihrer früheren Kolleginnen willen tat sie es. Daß sie dabei selber den Namen „Helene Scharfenstein“ wählte und auch sonst alles entfernte, was wirklich vorhandene Menschen bloßstellen konnte, verstand sich unter den vorhandenen Umständen und bei der Noblesse ihrer Absichten von selber.

Wir halten das Tagebuch für eine glänzende Dichtung von sehr erstem Wert; es ist aber trotzdem nicht unsere Meinung, die Arbeit an dieser Stelle unter ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten. Uns soll in erster Linie die soziale Seite der Sache interessieren, nur daß wir freilich den menschlichen Schicksalen des Buches näher treten müssen, wenn wir nicht wieder dem Akademischen und Unpersönlichen verfallen wollen, das aufzuheben die Absicht der Verfasserin war.

Helene Scharfenstein ist aus einem ländlichen Pastorenhaus hervorgegangen. Als der Vater starb, mußte die Mutter in die Stadt ziehen, mußte Zimmer vermieten und dafür sorgen, daß die heranwachsenden Mädchen auf irgend einen Erwerb vorbereitet wurden. Auf diese Weise kam da Dr. Göß, der Chefredakteur einer liberalen Zeitung, als „möbliertes Herr“ ins Haus und Helene Scharfenstein wurde in ein Lehrerinnenseminar gesteckt.

Zwischen Helene und Dr. Göß entstanden im Laufe der Jahre Beziehungen, die zunächst freundschaftlicher Art waren, allmählich aber auf beiden Seiten einen leidenschaftlichen Charakter annahmen. Es war eine Begleitererscheinung dieser Beziehungen, daß das junge Mädchen oft ins Theater kam; Dr. Göß war als Chefredakteur in der Lage, ihr seine Plätze zur Verfügung zu stellen. Mit dem Theaterbesuch lief eine immer stärker werdende Abneigung gegen die Schularbeit parallel, in die sie inzwischen eingetreten war. Nicht als ob sie die verantwortungsvolle Schönheit des Berufes nicht begriffen hätte: Es war Fesselung der freien geistvollen Erziehungsarbeit durch eine staubige phyliströse Bureaucratie, die dem freilich klugen tüchtigen Menschentum auf die Nerven fiel. Nachdem die Liebe zum Theater einen längeren aufreibenden Kampf mit den grauen Schulpflichten geführt hatte, siegte endlich ihr künstlerischer Instinkt, und sie beschloß, Schauspielerin zu werden. Weder das Entsetzen des Dr. Göß, noch die offenerzigen Mahnungen eines klugen älteren Schauspielers vermochten die erfreulich willenskräftige Helene von ihrem Entschluß abzubringen. Von ihrer guten Mutter hat man aus dem Buch den Eindruck, daß sie so in aller Unschuld ein wenig unter ihrem Pantoffel stand, so daß sie also keinen nennenswerten Widerstand zu leisten vermochte.

Zwischendurch läuft die Liebesgeschichte mit Dr. Göß, über der ein bleicher tragischer verhängnisvoller Stern flimmert. Göß macht in den Tagebüchern den Eindruck eines vornehmen Idealisten, er ist ein Journalistentyp der besten Art, mit all der Welteifernheit, die Journalisten im Allgemeinen eigen ist. Er legt seiner Neigung für Helene die denkbar stärksten Fesseln an, da er aus einem Grunde, den mitzuteilen er sich scheut, niemals wird heiraten dürfen. Der jungen warmblütigen Schauspielerin aber, die inzwischen an die Bühne ihres Wohnortes engagiert worden ist, ist im ersten Benz ihrer Empfindungen mit einer bleichen entlagenden Astete nicht gedient. Sie nimmt an, daß der geheimnisvolle Widerstand sich schließlich doch wird überwinden lassen, und da sie im Interesse ihrer Kunst auf lange hinaus noch nicht ans Heiraten denken darf, knüpft sie mit ihm ein glückliches, nobles, freies Liebesverhältnis an.

Es ist eine Scene von grausig pädender Kraft, wie er ihr wenige Jahre später gesteht, daß er in kurzer Frist der Brightschen Krankheit zum Opfer fallen wird. Die Verfasserin der Tagebücher wächst hier zu einer erschütternden Dichterin empor und verrät zugleich mit tapferer Unerschrockenheit, wie dem totkranken

Mann gegenüber in ihr die sinnliche Liebe erlischt und nur die sorgenvolle Liebe der Krankenpflegerin zurückbleibt. Dr. Göß verschwindet dann aus den Blättern des Buches und dem Leben Helenes. Man hat fast den Eindruck, als habe er Abschied von ihr genommen, wie Dr. Kauf von Nora Abschied nahm: Er verlor sich wie ein Tier des Waldes, als die Auflösung begann.

Die junge Schauspielerin kam an der Bühne ihres Wohnortes überraschend schnell zu großen Rollen und starken Erfolgen. Ihr offenbar starkes Talent wurde von einer pikanten rotblonden Schönheit wirkungsvoll unterstützt. Sie lernt auf diese Weise alle Seligkeiten des ersten künstlerischen Kausches kennen, gewinnt aber gleichzeitig auch sehr früh einen starken Einblick in das Elend ihres jetzigen Standes, dem sie indessen mit Hilfe eines kleinen Erbteils zu entgehen hofft.

Durch ihre rotblonde Jugend, wie durch ihr Talent verdrängt sie an der Bühne eine alternde Liebhaberin, die sich dafür durch einen wilden leidenschaftlichen Ausdruck von Haß und Eifersucht rächt.

Sie sind ja eine Dame, eine feine Dame, schreit sie sie an. Dagegen ist unsern bloß Dresden. Was wollen Sie überhaupt beim Theater? Dabei können wir empfindliche Leute nicht brauchen, und wenn sie noch mehr Geld haben. Und warum kommen Sie gerade zu uns? Warum laufen Sie mir in die Quere? Ich habe Ihnen doch nichts getan! Hier habe ich gesessen fünf Jahre lang in Ruhe und Frieden, und das Publikum und die Presse waren zufrieden mit mir, und nun kommen Sie und wollen mich hinausbeissen! Glauben Sie viellecht, mir ist es leicht geworden, hier zu landen? Was habe ich nicht getan und ausgestanden, um hochzukommen! Aber das verstehen Sie nicht! Was wissen Sie mit Ihrem Geldebeutel und Ihren Verbindungen (siehe: Dr. Göß), wie es uns armen Teufeln ergeht, die wir nichts anderes haben, als unser bißchen Talent und unseren Leib. Was das kostet, was von unsereiner verlangt wird, ehe sie einigermassen aus dem Schlamme herauskrabbeln darf. Da heißt hungern und . . . noch ganz was anderes, bis einem geholfen wird. Verstehen Sie das? Natürlich nicht! Woher sollten Sie es auch wissen? Ich will es Ihnen sagen! Die beiden gottverfluchten Du sind es, die man lernen und dulden muß, wenn man in die Höhe kommen will. Hungern und huren! Das sind die Leitern! Und jede muß darüber, sie mag wollen oder nicht, und wenn ihr Talent noch so groß wäre. Sie schenken es keiner, die Agenten, die Direktoren, die Regisseure . . . und zu denen kommen noch die Kavaliere, die die Fesseln bezahlen müssen, ohne die es keine Rollen gibt, und die die meisten Direktoren höher schätzen als das Talent. Und die Herren Verehrer schenken kein Gutband umsonst. Da heißt es: Deinen Leib will ich dafür. So stehts, so sieht es aus bei uns! Und keine kommt darum herum. Das begleitet uns vom ersten Schritt, den wir auf die Bühne setzen, bis zur ersten Fingel im Gesicht. Dann ist es aus und ist Ruhe. Dann sind wir erledigt, dann bleibt nur noch das Hungern. . . Auch Sie werden sie kennen lernen, die beiden verfluchten Du, wenn Sie beim Bau bleiben. Warum sollten Sie es besser haben, als wir andern alle! Das Hungern wird keiner leicht, das Huren mancher. Sie sehen nicht danach aus, Sie scheinen keine von denen zu sein, was wollen Sie also beim Theater? Gehen Sie fort heizen und verwerben Sie mir nicht das Engagement und sich das Leben.

Helene Scharfenstein mußte bald erfahren, daß in der wilden Rede der alten Liebhaberin viel grausame Wahrheit steckte. Auch sie lernte sie bereits in ihrem zweiten Engagement kennen, die beiden gottverfluchten Du. Einen Augenblick freilich sah es aus, als ob ein großer, großer Glücksfall sie aus allem Elend befreien sollte. Ihre künstlerischen Erfolge hatten Aufsehen erregt, die Berliner Agenten waren auf sie aufmerksam geworden, sie war im Begriff, eine „Nummer“ zu werden, und so erhielt sie einen Engagementsantrag an eine der ganz großen Bühnen Deutschlands, der mit 700 M. Monatsgage anfang. Nun war sie aber noch auf zwei Jahre an ihren augenblicklichen Direktor gebunden, und dieser Gentleman erklärte ihr mit offenem Zynismus, daß er sie nicht gehen lassen möge, weil sie im nächsten Winter seine Weltgenossin werden solle. Sie erklärte ihm ins Gesicht, daß er ein Schurke sei und daß sie sich eher mit einem Orang-Utan einlassen werde als mit ihm. Besser wurde dadurch aber selbstverständlich auch nichts, sie mußte bleiben, und der große Glückstraum zerrann. Wäre sie kontraktbrüchig geworden, wären die schwarzen Fäden des Bühnenscheiters in Kraft getreten, nach denen keine Schauspielerin angenommen werden darf, die an einer zum Kartell gehörigen Bühne kontraktbrüchig geworden ist. Sie blieb also, erlebte das Ende ihres kleinen Kapitals, und lernte zunächst das erste Du, das Hungern, kennen. Sie versuchte, ihre eigene Schneiderin zu sein, sie hungerte und darbt, aber der Zusammenbruch war nicht aufzuhalten: die Kostüme, die sie für die Bühne brauchte, waren unerschwinglich, um so mehr, als sie Salondamen und Charakterliebhaberinnen spielte, Rollen also, die eine besondere Toilettenpracht verlangen.

Es begann nun der aufreibende, nebenmordende, seelenzerstörende Kampf einer Schauspielerin, die mit der ganzen Glut eines künstlerischen Temperamentes am Theater hängt und sich vor der Hingabe an den ungeliebten Mann entsetzt. Wie es in fast allen Fällen geht, die Liebe zum Theater siegte und Helene mußte nun die Bitternis des zweiten Du kennen lernen. Als sie im nächsten Winter einen künstlerischen Aufstieg an einer anderen

Bühne unternahm, drohte ihr hier wieder dasselbe Schicksal, wenn nicht ein nobler, ritterlicher Mann ihren Weg gekreuzt hätte, der dem ganzen Jammer ein Ende machte. Er verband sein Schicksal mit dem ihrigen, und das tapfere Begabte Weib lehrte dem bunten Glend der Bühne den Rücken. Wie in einen lächelnden, blüten-schweren, duftsaften, endlosen Frühlingstag war sie in das Land der Kunst hineingefahren. Als sie aber im Lande der Kunst nicht die Schönheit, sondern alle Häßlichkeit vereinigt fand, veränderte sich die Frühlingsreise in einen grauen, schweren, weinenden Nebeltag.

Wenn man sich fragt, wie die Schauspielerinnen in diese Rechtlosigkeit hinabsinken konnten, wie es möglich wurde, daß die kapitalistischen Unternehmer Kostümanprüche an sie stellen dürfen, von denen sie ganz genau wissen, daß sie nur aus den Taschen eines reichen „Freundes“ bestritten werden können, muß man sich über einen Umstand klar werden, der zwar ästhetischer Art ist, aber schwerwiegende soziale Folgerungen nach sich zieht. Die Schauspielkunst ist zwar keineswegs, wie Helene Scharfenstein in begreiflicher Zustimmung meint, eine bloß reproduktive Kunst, aber eine abhängige Kunst ist sie allerdings. Der Schauspieler vermag nichts ohne die Rollen, die Rollen aber verteilt der Direktor und damit hatte er von vornherein nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die ganze künstlerische Existenz des Schauspielers in Händen. Mit der Rolle konnte der Schauspieler belohnt und mit der Rolle konnte er bestraft werden, und auf diese Weise entstand eine Sklaveneigenschaft, in der man Künstlerinnen mit noblen Sinnen das bittere Los einer häßlichen Prostitution aufnötigen konnte.

Jeder proletarische Leser dieser Zeilen weiß, daß aus all dem Glend nur ein Weg hinausführt: Die gewerkschaftliche Organisation und der gewerkschaftliche Kampf. Wenn die neu erwachte gewerkschaftliche Bewegung der Schauspieler auch keinen anderen Existenzgrund hätte, als den infamen Kostümwang, der temperamentvolle Künstlerinnen in das Glend der unfreiwilligen Hingabe hinabstößt: sie wäre hinreichend legitimiert. Es hat glücklicherweise den Anschein, als sollten die gewerkschaftlich kämpfenden Schauspieler gegenüber den vielen bunten Quertreibereien festbleiben. Im Interesse ihres Standes, im Interesse ihrer Kunst, im Interesse der öffentlichen sittlichen Gesundheit wäre es jedenfalls dringend zu wünschen. Nur wenn sie fest und eisenhart bleiben, können sie hoffen, die alten Ketten zu brechen.

Die größte Epidemie der Erde.

Die Krankheiten, die das Leben der davon Befallenen am stärksten bedrohen, sind nicht immer die gefährlichsten für das Menschengeschlecht im allgemeinen. Leiden, die eine sehr große Verbreitung besitzen, können für die Untergrabung der Gesundheit und für den Verlust an menschlicher Energie weit mehr leisten. Trotzdem sind derartige Krankheiten eben wegen ihrer geringen Gefahr für den einzelnen bis auf den heutigen Tag von der Wissenschaft verhältnismäßig wenig beachtet worden. Ein Beispiel, das an überraschender Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, hat jetzt ein besonderer Ausblick des großen Rockefeller Instituts für Medizin aufgestellt. Die dazu gehörigen Ärzte und Gelehrten hatten die Aufgabe, ein möglichst umfassendes Material über die Verbreitung der sogenannten Anchylostomiasis beizubringen und danach die besten Mittel zu ihrer Bekämpfung oder gar Ausrottung vorzuschlagen. In der deutschen Sprache hat diese Krankheit eine ganze Reihe von Namen erhalten, die sehr verschieden lauten, aber nur auf einzelne Beobachtungen desselben epidemisch auftretenden Leidens zurückgehen. Dieses selbst wird veranlaßt durch einen winzigen Wurm von einem bis höchstens zwei Zentimeter Länge, der in der Zoologie als Anchylostomum duodenale bezeichnet wird. Wenn seine Eier oder Larven in den menschlichen Körper hineingelangen, so vermehren sie sich zu Tausenden und verursachen eine Art von Bleichsucht. Da die Krankheit früher hauptsächlich in warmen Gegenden beobachtet wurde, erhielt sie den Namen der tropischen oder auch ägyptischen Bleichsucht, und später zeigte sie sich in Europa namentlich in Bergwerken. Ihr Auftreten unter den Arbeitern am Bau des Gotthardtunnels verhalf ihr zu der neuen Benennung als Tunnelkrankheit, und die damals veranlaßte genaue Untersuchung führte zu dem Schluß, daß auch eine andere Epidemie am Niederrhein, die dort als Ziegelbrennerbleichsucht bekannt war, ganz denselben Ursprung besaß. In den letzten Jahren hat sich denn auch in den deutschen Bergwerken der Anlaß ergeben, der Verbreitung dieser Krankheit sorgfältig nachzugehen, aber eine wirklich großartige Nachforschung, die sich auf die ganze Erde erstreckt, hat erst das amerikanische Institut eingeleitet. Sie zeigt die Krankheit in einer geradezu ungeheuren Verbreitung, die sich auf eine Zone von 66 Breitengraden um die Erde zieht. Die Grenzen liegen ungefähr zwischen 30 Grad südlicher und 36 Grad nördlicher Breite, und zwischen diesen beiden Parallelkreisen ist kein einziges Land verschont. Im ganzen sind 54 Staaten der Erde mit dieser Krankheit behaftet, die zusammen eine Bevölkerung von 920 Millionen oder fast drei Fünftel der gesamten Erdbewölkerung umfassen. Von jenen 54 Ländern sind wenigstens 46 mit

einer allgemeinen Verbreitung der Krankheit bedrückt. Nur in 6 Ländern ist sie auf Bergwerke beschränkt, nämlich in Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Belgien und Wales. In den Vereinigten Staaten insbesondere wird die Zahl der Erkrankten auf 20 Millionen geschätzt. Es gibt aber Erdgebiete, wo ein noch viel größerer Teil der Bevölkerung unter der Epidemie leidet. Nach den bisherigen Ermittlungen ist das am stärksten befallene Land Indien, wo von 300 Millionen bis 80 Proz. die Krankheit haben. In Ceylon beläuft sich die Häufigkeit der Krankheit in vielen Teilen sogar auf 90 Proz. aller Bewohner. Die gleiche enorme Verbreitung ist in den südamerikanischen Gebieten von Holländisch-Guyana und Kolumbia festgestellt worden, und auf der Insel Portoriko leidet wenigstens unter der arbeitenden Bevölkerung ein ebenso großer Teil an der Wurmbleichsucht. Von China sind die südlichen beiden Drittel des Reichs derart von der Krankheit heimgesucht, daß etwa drei Viertel aller Bewohner als angesteckt bezeichnet werden können, und auf diesem Gebiet leben wahrscheinlich gleichfalls etwa 300 Millionen Menschen. In Aegypten ist die Hälfte der arbeitenden Klassen daran erkrankt, und ähnliche Ergebnisse haben die Erhebungen in anderen Ländern gebracht. Der wirtschaftliche Schaden muß außerordentlich hoch veranschlagt werden. Der amerikanische Bericht erwähnt ein anschauliches Beispiel dafür. Ein gesunder Arbeiter in den Kaffeeplantagen der Insel Portoriko pflückt täglich 500 oder sogar 600 Maß Bohnen an einem Arbeitstag, ein durch die Wurmkrankheit geschwächter nur 100 bis 250 Maß. Die Abnahme der menschlichen Arbeitskraft auf dieser Insel, die der Krankheit zur Last zu legen ist, wird auf 1/3 bis 1/2 geschätzt. In den Bergwerken von Kalifornien beträgt die Verringerung der Arbeitskraft zum wenigsten ein Fünftel, was für ein Bergwerk mit 300 Arbeitern einen jährlichen Verlust von rund 80 000 M. bedeutet. Eine einfache Rechnung würde zu einer Anschauung führen, wie groß die Einbuße in einem Lande wie Britisch-Indien zu schätzen wäre, wo über 200 Millionen Menschen in ihrer Leistungsfähigkeit durch dieselbe Krankheit zurückgesetzt sind. Es wird auch auf den Unterschied zwischen dieser Wurmepidemie und anderen Krankheiten aufmerksam gemacht. Das einzige Gute, das sonst einer Epidemie nachgesagt zu werden pflegt, ist eine gewisse Reinigung der Rasse von ihren schwächsten Mitgliedern. Auch diese schon etwas bedenkliche Tugend läßt sich der Wurmkrankheit nicht nachrühmen, da sie eine ganze Bevölkerung chronisch verdirbt, ohne sie von der Last untauglicher Bestandteile zu befreien. Dazu kommt, daß ihre körperlichen, wirtschaftlichen und moralischen Schädigungen von Geschlecht zu Geschlecht zunehmen. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß der Niedergang der Bevölkerung von Aegypten, Indien und China wesentlich dieser unaufhörlichen Epidemie zuzuschreiben ist. Die Amerikaner haben daher nur ihre Pflicht getan, wenn sie der Anchylostomiasis die schärfste Aufmerksamkeit zu widmen begonnen haben, weil sie beschränkten müssen, dem gleichen Schicksal entgegen zu gehen. Besonders sind die Einwanderer eine große Gefahr für die Vereinigten Staaten, allerdings auch für andere Gebiete der Erde. Es ist festgestellt worden, daß in einem Trupp von 600 Kulis, die man sich in die Teeplantagen von Assam verschrieben hatte, nur ein einziger war, der von der Wurmkrankheit nicht befallen war. Ähnliche Erfahrungen hat man in den südafrikanischen Gebieten von Natal gemacht. Nachdem die Zunahme der Tropenbleichsucht gar zu auffällig geworden war, wurde die nächste Schiffsladung von indischen Kulis untersucht und 93 Proz. infiziert gefunden. Die Einschleppungssporte für die Vereinigten Staaten ist wahrscheinlich San Franzisko, wo erst im vorigen Jahre eine Quarantäne eingerichtet wurde, um eine weitere Vermehrung der kranken Arbeiter durch Zugang vom Auslande her zu verhüten. Diese in ihrer Gesamtheit überraschenden Enthüllungen beweisen auf das deutlichste, daß die Bekämpfung dieser Krankheit eine internationale Aufgabe von höchster Bedeutung ist. Die einzelnen Großstaaten sind mit ihrem eigenen Interesse in verschiedenen Grade daran beteiligt, am wenigsten vielleicht Deutschland, aber auch nur wegen seines verhältnismäßig kleinen Kolonialbesitzes. Dennoch sollten sich alle Staaten zur Bekämpfung der Wurmbleichsucht zusammenschließen. Die Vereinigten Staaten haben ein tüchtiges Vorbild geschaffen, indem sie gesamte Ärzteschaft ihres Landes gegen die Epidemie mobil gemacht haben. Ferner wird durch Schulaufsicht und durch Inanspruchnahme aller Behörden dafür gesorgt, daß die Zahl der Kranken ermittelt wird, weil nur dann wirksame Vorsichtsmaßregeln gegen die weitere Verbreitung getroffen werden können. Auch an der Volksbelehrung über die Krankheit, ihre Merkmale und Gefahren wird durch Vortragsreisen und durch Anschauungsmittel überall gearbeitet. Wie notwendig solche Schritte gewesen sind, zeigt allein die Tatsache, daß vor dem Beginn der planmäßigen Untersuchungen die Bevölkerung der Südstaaten der Union die Krankheit überhaupt nicht kannte, obgleich sie zum großen Teil damit behaftet war. So steht die Menschheit wieder in einem Kampf gegen einen tödlichen Feind, dessen sie ohne Zweifel Herr werden kann, und an Größe und Bedeutung ist dieser Kampf dem gegen die Malaria durchaus ebenbürtig an die Seite zu stellen.